

Leseprobe aus:

Rachel Cusk

Die Bradshaw-Variationen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

I

Was ist Kunst? Die Frage stellt sich Thomas Bradshaw oft. Noch kennt er nicht die Antwort. Früher hat er geglaubt, Kunst sei eine Art schöner Schein, aber davon ist er abgekommen. Heutzutage benutzt er das Wort *Authentizität*, um zu beschreiben, was er denkt. Manche Dinge sind künstlich, und manche sind authentisch. Was künstlich ist, lässt sich leicht benennen. Andersherum ist es schwieriger.

Morgens hört er Musik, Bach oder Schubert. Er steht im Bademantel in der Küche. Wartet darauf, dass seine Frau und seine Tochter herunterkommen. Er ist einundvierzig, in dem Alter, wo ein Leben sich aus seiner Vergangenheit löst wie ein Backwerk aus seiner Form; entweder es ist fest, aus einem Stück, oder es kann die gegebene Form nicht halten und zerfällt. Sich den Zerfall vorzustellen ist nicht schwer. Was ein Rätsel bleibt, ist das Gegenstück: das Feste, das Stabile. Beim Zerfall geht es nicht um Authentizität, aber eine feste Form wirft Fragen auf.

Meistens kommt allerdings Olga, die Untermieterin, als Erste herunter. Er hört ihren Schritt auf der Treppe und erkennt ihn erst einmal nicht: So nimmt er sie Tag für Tag wahr, indem er ihren leisen, etwas schwerfälligen Gang hört und sich fragt, wer das bloß sein mag. Sie zieht ihren wasserstoffblonden Kopf vor ihm ein, lässt ihr unsicheres, geschientes Lächeln aufblitzen. Seit nunmehr einem halben

Jahr macht Olga eine langwierige Zahnbehandlung durch. Unter den Metallspangen sind ihre Zähne grau und schief. Angeblich war ihre Mutter früher nie mit ihr beim Zahnarzt. Nicht weil es sie nicht gekümmert hätte, sondern weil Olga Angst hatte hinzugehen und ihre Mutter es nicht aushielt, wenn sie Angst oder Schmerzen erleiden musste. Thomas weiß von ihr, dass sie auf eine Brücke und mehrere Kronen spart. Sie hat drei verschiedene Jobs, aber alles Geld geht für ihre Zähne drauf. Sie beschwert sich über die Kosten: In Polen sind Zahnbehandlungen viel billiger. Dort hätte sie das alles – «alles!», wiederholt Olga und lässt die Hand dabei niedersausen – zu dem Preis machen lassen können, den sie hier für den einen Besuch pro Monat zahlt.

Auf diese Gespräche steigt Thomas nie so ganz ein. Wenn er mit Olga redet, ist er da, aber zugleich auch nicht da. Er wartet darauf, dass Tonie herunterkommt, wie ein Aufseher am Bahnsteig darauf wartet, dass der Zug nach London einläuft. Tonies Auftritte in der Küche sind kurz. Wie der Zug macht sie halt, versprüht Geschäftigkeit und ist schon wieder unterwegs. Es handelt sich nur um Minuten, aber er muss bereit sein. Er hört Olga – in gewisser Weise identifiziert er sich sogar mit ihr, sind sie doch beide auf dem Bahnsteig zu Hause –, aber wenn sie etwas von sich gibt, kann er das nicht erwidern. Er ist wie hinter Glas. Er fragt sich, ob ihr das klar ist, ob sie merkt, dass sie ihn sehen, aber nicht berühren kann. Sie trinkt ihren Tee aus einem riesigen Garfield-Becher und isst ihr Müsli, das sie sich immer wieder mit Milch aus der Plastikkanne auffüllt, die neben ihrem Schälchen steht. Er wirft einen Blick auf ihre bloßen, champignonbleichen Beine unter dem Tisch, ihre Füße, die in großen weichen Hausschuhen stecken. Er dreht die Musik ein we-

nig lauter: Sie ist sein Beitrag, eine Art Erklärung. Olga soll wissen, dass er sich seiner eigenen Beschränkungen bewusst ist, seines Unvermögens, aus diesen morgendlichen Unterhaltungen schlau zu werden. Manchmal erscheint ihm dieses Unvermögen als etwas unmittelbar Zeitspezifisches, als eine innere Gesetzmäßigkeit, wie der Verfall. Sie kommen und gehen und sind alsbald vergessen, diese Interludien in der Küche. Und sind doch immer dieselben: Er könnte hier hundert Jahre lang stehen und trotzdem so ziemlich dasselbe Gespräch mit Olga führen. Offenbar gibt es ein grenzenloses Repertoire davon, aber nie führt das Gespräch irgendwohin, nie entwickelt es sich weiter. Andererseits versiegt es aber auch nie. Es steht in keinem Verhältnis zur Zeit. Vielleicht, weil es nicht authentisch genug ist.

Um halb acht kommt Tonie herunter, und Olga geht hinauf. Olga hat eine Stelle als Putzfrau im Krankenhaus: Ihre Schicht beginnt um acht. Tonie nimmt den Zug um sieben Uhr fünfzig. Thomas findet es interessant zu beobachten, dass Olgas Priorität das Frühstück ist, während sich Tonie vordringlich mit ihrer Aufmachung beschäftigt. Sie bleibt bis zur letztmöglichen Minute oben, Olga dagegen hockt eine halbe Stunde oder noch länger in ihrem Bademantel unten am Tisch und macht sich über ihren Becher und ihr Schälchen her. Oben knallen Türen, laufen Wasserhähne, tappen Tonies Schritte leise auf und ab. Olga steht auf, trägt langsam und mit quietschenden Schlappen ihr Geschirr zum Spülbecken und zurrt den Gürtel ihres Bademantels zusammen, bevor sie den gemächlichen Aufstieg zu ihrem Zimmer antritt. Manchmal treffen sich die beiden auf der Treppe, und Tonie sagt mit einer Stimme, die halb Geflüster ist, «Hallo, Olga», sehr tief und sehr kehlig, sehr exotisch und *disträit*,

als hätte sie sich soeben aus einer Situation befreit, die zu kompliziert, zu gefühlsbeladen ist, um sich erklären zu lassen. «Hallo!», erwidert Olga in fröhlichem Trompetenton.

Die Treppe verläuft mitten durch das hohe, schmale Haus; es gibt keinen Teppich auf den Stufen. Die Schritte hüpfen darüber wie Arpeggien über eine Klaviatur. Für Thomas haben die oberen Räume eine liebeliche, hellklingende Atmosphäre, lichterfüllt und harmonisch. Die Küche, in der er im Bademantel steht, liegt im Souterrain. Sie ist tief und tönend: untermauert die Melodie des Hauses mit ihren konstanten, tragenden Echos. Tonie hält sich nicht gern in der Küche auf. Ständig trägt sie Dinge auf Tablett nach oben, in die höheren Sphären. Sie hat die Vorhänge abgenommen, um mehr Licht hereinzulassen. Manchmal putzt sie die Küche, gründlich und wie zur Buße, aber das ändert nichts daran, wie sie sich dort fühlt. Thomas dagegen ist hier unten glücklich. Er mag die Bassschlüssel-Atmosphäre, die Fundamentalität, das Bestehen auf Notwendigkeiten. Hier im Souterrain hat er begonnen, über Zeit und ihr Verhältnis zur Authentizität nachzudenken. Hier hat er eine grundlegende Struktur entdeckt, einen Plan. Oft zieht er seinen Bademantel nicht vor elf oder zwölf Uhr aus. Aber bis dahin hat sich ihm der Bassschlüssel offenbart. Er stellt die Musik aus. Ist bereit zu lesen. Lesen, gesteht er sich ein, muss man auf einem Sofa, oben.

Tonie isst, trinkt Kaffee, am Küchentisch im Stehen. Sie trägt Armbänder, die klirren, wenn sie die Tasse zum Mund hebt und oder auf die Uhr schaut. Sie hat, findet er, etwas Strebsames an sich, etwas Ehrbares. Sie wird sich in die Schlange vor den siebenuhrfünfziger Zug einreihen wie der Soldat in sein aufbrechendes Regiment. Den ganzen Tag über wird sie nicht an ihn denken; sie wird nicht an Alexa denken,

nicht an die Sonne, die in goldenen Streifen über die Dielen ihres Schlafzimmers wandert, nicht an die Uhr, die im Flur tickt, oder an die Geräusche von Autos und Stimmen, die von der Straße hereinwehen und dann verschwinden, nicht an den Tag, der durchs Haus zieht, unwiederbringlich durch dieses Gehäuse zieht, durch alle seine Fasern. Sie wird sich tapfer dagegen wappnen, an all das zu denken, doch auch sie wird, wie er weiß, ein elementares Vergnügen daraus ziehen. Es ist das Vergnügen der Selbstsucht: Thomas weiß das, weil er es genauso erlebt hat. Früher stand ja er da, schmuck, mit strahlenden Augen, gestiefelt zum Aufbruch, während Tonie zurückblieb, um den Fluss des Tages zu bezeugen. War sie damals auch im Bademantel? Er weiß es nicht mehr, kann sich nicht mehr entsinnen, wie sie aussah, wenn er ging. Sie war Teil eines Musters, wie eine Figur in einem Wandteppich, eingewoben in ihre Umgebung.

Sie steckt ein paar Dinge in ihre Tasche. Sie sagt etwas, doch die Musik ist so laut, dass sie es wiederholen muss, mit erhobener Stimme. Es laufen Schuberts *Fantasiestücke*. Sie sagt:

«Ich hab dann noch eine Sitzung. Bin nicht vor acht zurück.»

«Okay», sagt er laut. «Alles klar.»

Er geht die Musik leiser stellen, aber es ist zu spät. Sie hat sich schon die Tasche über die Schulter geschwungen und wendet sich Richtung Treppe.

Alexa schläft noch. Sie liegt in ihrem Bett wie ein Kind in einem Märchen. Im Schlaf ist sie ganz zart. Sie scheidet etwas aus, eine Art Dunst, als sonderte sie im Schlaf ab, was sie zusammenhält, und nähme die wechselhaften Eigenschaf-

ten von Licht, Flüssigkeit und Luft an. Thomas möchte sich nicht zu lange mit der Schönheit seiner Tochter befassen. Er sieht sie an, aber er kann seinen Blick nicht benennen, nicht das Motiv dafür. Er würde sie gerne von einem Künstler malen lassen. Es fiel ihm leichter, ein Bild von Alexa anzusehen als Alexa selbst.

Später sitzt sie unten am Tisch, adrett in ihrer Schuluniform. Sie trägt ihr Haar straff gescheitelt und zu einem Pferdeschwanz gebürstet. Sie ist so ordentlich: Jeden Tag ist es dasselbe.

«Gehst du heute einkaufen?»

Thomas überlegt, reibt sich das Kinn.

«Ich weiß nicht», sagt er. «Wieso, was willst du?»

«Ich brauch Batterien.»

Er steht am Fenster, schaut hinaus in den Garten. Es ist September. Schon immer wurde das Jahr genau hier festgemacht, am Zeithintergrund wie ein Schmetterling im Schaukasten fixiert: September ist das Zentrum, der Punkt, in den die Routinenadel gesteckt wird. Aber dieses Jahr ist es anders. Fast zum ersten Mal in seinem Leben ist er am Ende des Sommers nicht in den gewohnten Arbeitstrott zurückgekehrt. Er ist nicht wieder zur Arbeit gegangen: Die Nadel hält nichts fest. Er ist frei oder vertrieben, wie man's nehmen will. Alexa redet mit ihm.

«– Größe für den Wecker», sagt sie.

«Was? Wovon redest du?»

«Du musst die richtige Größe für den Wecker besorgen.»

«Was für einen Wecker?»

«Na meinen. Der ist stehengeblieben.»

Er seufzt. Ein feiner Kopfschmerz stichelt sich langsam

über seine Stirn. Wozu braucht eine Achtjährige ihren eigenen Wecker? Wieder ist es die Routinenadel, die den Fixpunkt sucht. Jetzt steht Alexa vor ihm.

«Ich werde versuchen, daran zu denken», sagt er.

Sie hat etwas in der Hand. Legt es vor ihm auf den Tisch.

«So groß muss die Batterie sein, die du brauchst», sagt sie.

«Woher hast du die?»

«Ich hab sie aus dem Wecker rausgenommen. Er geht nicht mehr. Ich brauch zwei davon. Bitte denk daran.»

«Kann sein, dass ich es vergesse. Wie gesagt, ich werde versuchen, daran zu denken.»

Sie ist gekränkt. Sie möchte ihm ihren Willen aufzwingen, ihm ein Versprechen abverlangen. Künstlich ist sie, diese Unterhaltung. Manche Unterhaltungen mit Tonie sind genauso, sind wie Demonstrationen entweder seiner oder ihrer Entschlossenheit.

«Bitte», sagt sie.

«Ich werde mir alle Mühe geben.»

Es klingelt an der Haustür. Ihre Freundin Georgina ist gekommen, ein großes Kind mit kräftigen Gliedern, verantwortungsvoll, beruhigend ernsthaft. Morgens gehen sie zusammen zur Schule, und Georgina packt Alexas Arm, wenn sie über die Kreuzung laufen, schaut sich aufgeregt nach Autos um, als könnten sie jeden Moment unter feindlichen Beschuss geraten. Er gibt Alexa einen Abschiedskuss. Später, als sie wieder nach Hause kommt, fragt sie nicht nach den Batterien. Er hat überhaupt nicht mehr an die Dinger gedacht. Erst als er Alexa ins Bett bringt, fallen sie ihm wieder ein.

«Ich kaufe sie morgen», sagt er.

Sie nickt unglücklich. Dann sagt sie:

«Kann ich mir für heute Nacht deinen Wecker leihen?»

Fast ist er wütend auf sie, aber stattdessen wird er traurig. Er bedauert sie für ihre unsinnige Hartnäckigkeit. Er ist von ihr enttäuscht.

«Na schön», sagt er.

«Ich will früh aufwachen», sagt sie.

«Ich kann dich doch wecken.»

Sie sieht ihn an. Sie traut ihm nicht.

«Ich hätte lieber den Wecker.»

«Na schön.»

«Stellst du ihn auf sieben?»

Er lacht. «Na schön.»

Sie lässt sich in ihre Kissen sinken, zufrieden.

«Von jetzt an werd ich früh aufstehen und mit Mummy frühstücken», sagt sie. «Das hab ich beschlossen.»

Ihm ballt sich das Herz zusammen, genau wie in dem Moment, wenn die Musik den höchsten Ton erreicht, wenn sie ausgeholt hat, um sich aus ihrer eigenen Spannung zu winden, bis sie am Scheitelpunkt anlangt und die emotionale Schraube sich dreht. Die Spannung, erkennt er, ist notwendig, denn erst aus ihr entsteht die Auflösung. Es war also notwendig, dass er Alexa missverstanden hat, um sie verstehen zu können. Diese Erkenntnis macht ihn ruhig. Er schlägt ein Buch auf und beginnt ihr vorzulesen. Das tut er jeden Abend, manchmal eine ganze Stunde lang. Anfangs hat er sich dabei gehemmt gefühlt, aber die Zeit ist lange vorbei. Wenn er vorliest, ist ihm, als flöge er durch die Dunkelheit, angestrahlt von der Glühbirne in Alexas Nachttischlampe; ein körperloses Wesen, ein aufsteigender Pfeil, nur von der Geschichte angetrieben. In ihren Büchern findet er Erklärungen für alles: Liebe und Überleben, Kampf und Freude, Glück und

Trauer, den Glauben, die Form und den Bogen des Lebens an sich. Das Einzige, was nie erklärt wird, ist die Wirklichkeit. Er lümmelt sich auf ihrem Bett, wohingegen sie ganz ordentlich unter der Decke sitzt. Ihre Augen sind braun, goldbraun: Im Halbdunkel scheinen sie gereift, wie Mahagoni. Sie haben eine Schönheit, die er für sich vereinnahmt und gleichzeitig auch nicht. Sie gehören ihm nicht, aber sie gehören zu ihm. Alexa schaut ihn nicht an, während er liest. Sie schaut ins Leere – macht sich ihre eigenen Bilder. Auch deshalb hat er keine Hemmungen mehr. Würde sie ihn ansehen, wäre er sofort wieder in seinem Persönlichkeitsmuster. Aber so darf er sich selbst vergessen. Irgendwann fängt er unweigerlich an zu weinen. Anders als die meisten seiner Bekannten hat sich Thomas nie die Fähigkeit zu weinen verkniffen. Es sind klare, dicke Tränen, die ihm beim Vorlesen lautlos über die Wangen laufen. Die Geschichten sind es, die sie laufen lassen. Befreit von der Wirklichkeit, weint er über das Abbild des Lebens.

Hinterher wischt er sich über die Wangen, gibt Alexa einen Gutenachtkuss und geht nach unten, um darauf zu warten, dass Tonie nach Hause kommt.

II

Im Zug denkt Tonie über Sex nach. Sex ist wie ein alter Freund, den sie jahrelang nicht mehr gesehen und dann zufällig auf dem Bahnsteig wiedergetroffen hat. Sie fährt mit ihm im selben Abteil, ihrem alten Freund Sex, zu dem sie, um die Zeit von Alexas Geburt herum, irgendwie den Kontakt verlor – als ihr die Liebe wie ein mathematisches Problem erschien, für das sie urplötzlich die Lösung gefunden hatte.

Andere Fahrgäste, denen das Tageslicht einen Gleichklang in die Gesichter legt, eine Übergangsstimmung, die Individuelles verwischt: Der Zug fliegt durch den Septembermorgen, und Tonie spürt es, das Etwas, das nur Oberfläche ist, nur Reklame. Sie ist ein bisschen argwöhnisch, beinahe ärgerlich. Es ist, als wäre sie uneingeladen in irgendeine Veranstaltung geraten, nur um festzustellen, dass alle da sind, die sie kennt. Aha! Darauf also sind die Leute aus, während Frauen sich in kindgerechten Räumen um Babys kümmern, während sie Sportkarren durch den trägen Nachmittag schieben, zufrieden, dass sie das Problem der Liebe gelöst haben. Die restliche Welt kümmert sich überhaupt nicht um Liebe. Die restliche Welt ist schieres Selbst, Präsenz, weder schlecht noch gut, einfach frei durch den Morgen flottierend. Und jäh überkommt sie die Erinnerung daran, wie es sich angefühlt hat, lebendig zu sein.

Auf dem Heimweg trifft sie ihn wieder, den alten Freund.

Neue Stelle seit einem Monat, Heimfahrt im Abendzug, nachdenkliche Stimmung. Vor den Fenstern vorbeisausende Dunkelheit und auf den Scheiben gelbe Porträts, wie die beständigen Bilder, die ein Licht aus einer schwarzen Filmbahn macht. Was hat sie die ganze Zeit über getan? Das ist die Frage nach achtjähriger Abwesenheit. Hin und wieder hat sich ihr Mann im Ehebett ihr zugewandt und mit dem Körper Fragen gestellt: Liebst du mich noch? Ist alles in Ordnung? Und sie hat eingewilligt, sooft es ihr möglich war, hat ihn nicht mit ihrer seltsamen Taubheit, ihrer Gleichgültigkeit beunruhigen wollen. Was noch? Hat gegeben, sich gekümmert, an Dinge erinnert, zugeschaut, gefühlt, aber nicht – nicht im eigentlichen Sinne – teilgenommen. Es war, als hätte sie ein großartiges Buch gelesen, in dem das Leben aufs umfassendste und schönste dargestellt ist, aber das Wesentliche ausgespart bleibt. All ihr Einfühlungsvermögen war beteiligt, aber ihr Leib blieb reglos, inaktiv.

An der Haltestelle nimmt sie sich ein Taxi.

Thomas, in der Küche, scheint schon müde zu sein; die Krähenfüße um seine Augen bilden helle Strahlenkränze. Es ist Viertel nach neun. Er hat ihr Essen gekocht, ein gehäufter Teller steht im Ofen, zum Warmhalten. Er hat eine Schürze um. Sie lacht. Sie greift um seine Taille, versucht, die Bänder aufzumachen. Er wirkt schüchtern, ein bisschen albern. Er wirkt verschämt, verlegen, wie ein junges Mädchen, an dessen BH-Verschluss jemand herumfummelt.

«Ich mach das schon», sagt er.

Er ist ein bisschen ungeschickt, der Kuss, den sie sich geben, ein bisschen peinlich, und Tonie lacht wieder, lacht seine Zähne an. Sie scheinen durch eine alles dämmende Schicht getrennt zu sein. Sie bemüht sich, zu ihm durch-

zudringen. Er ist wie ein gutverpackter Gegenstand, an den sie heranzukommen versucht, indem sie die Hüllen wegreißt. Es kommt ihr so vor, als leistete er Widerstand, als wollte er nicht gefunden werden. Ihre Entschlossenheit schwindet. Es gibt zu viel Wirklichkeit, zu viel Licht in der Küche, zu viele visuelle Details des Gewohnten. Und plötzlich, als würde ihr ein Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen, empfindet sie ein geschwisterliches Gefühl für Thomas. Er ist zu vertraut. Sie haben zu oft zusammen in dieser Küche gestanden.

Der Kuss führt zu nichts. Sie umarmen sich kameradschaftlich.

«Was ist da drin?», fragt Tonie, noch immer in seinen Armen, den Blick aber schon von ihm weg gerichtet, hinab, auf den brummenden Ofen. Sonst ist es meistens Alexa, auf die sie hinabblicken, weg von einander, hin zu der Ablenkung, die ein Bedürfnis geworden ist. Aber der Ofen tut es jetzt auch.

«Fischpastete. Magst du was davon?»

Also isst Tonie den hellen Haufen Nahrung, die weiche Kartoffel, die ihr am Gaumen kleben bleibt, und es fällt schwer, diese Art, sich zu sättigen, mit dem Gefühl des Begehrens in Einklang zu bringen, das sie vorher verspürt hat. Die Kartoffel hält ihre Zunge im Zaum, liegt ihr wie ein Brocken im Magen. Es ist wie eine Art Fessel, sich so satt, so voll zu fühlen, wo sie doch auf etwas anderes aus war.

Aber am nächsten Abend ist es anders.

Sie kommt sogar noch später zurück, um zehn, und diesmal gibt es kein Essen, und Thomas ist wachsamer, geheimnisvoller. Sie sitzen sich im Wohnzimmer auf Stühlen gegenüber.

«So wie jetzt bleibt es nicht», sagt Tonie. «In Zukunft bin ich schneller. Noch muss ich alles viermal lesen. Und vor jedem katzbuckeln.»

«Wir kommen schon klar. Mach, was du machen musst.»

Er trägt ein dunkelblaues Hemd, in dem er lässiger wirkt, klarer, weniger verschwommen-vertraut. Objektiv betrachtet ist Thomas ein gutaussehender Mann, blass-gemaserte Haut, feines schwarzes Haar, das ihm ins Gesicht fällt, irgendwie leicht und jungenhaft, obwohl er groß und breit-schultrig ist. Tonies Freundinnen machen neidisch Witze über Thomas. Sie sehen ihn objektiv, anders als Tonie. Sie nimmt ihn in Bruchstücken wahr, aus verschiedenen Blickwinkeln. Manchmal, wenn sie beide unterwegs sind, erstaunt es sie, ihn auf der Straße auf sich zukommen zu sehen, ganz und gar derselbe Mann.

Im Schlafzimmer dreht sie sich weg, während er sich auszieht. Sie wartet darauf, dass er das Licht ausmacht. Sie ist entschlossen, an dieser fragilen Anwandlung festzuhalten, dem Verlangen. Sollte ihr Blick auch nur auf den Wecker mit den großen ohrenartigen Klingeln fallen, auf die Spielsachen, die Alexa hier hat liegen lassen, ja sogar auf Thomas, wird es verfliegen. Thomas muss wieder ein Fremder für sie werden. Sie muss ihn neu erfinden. Ist das falsch? Er könnte es für falsch halten, wenn sie ihm das sagen würde. Aber es ihm nicht zu sagen heißt, dass sie sich selbst zur Fremden macht.

Und dann ist es genau so, wie sie gehofft hatte, ein bisschen, wie eine gelungene Aufführung es sein kann, das Erspüren einer Struktur, eines Ereignisses, das die Zeit unbeschädigt überdauert hat. Die Form ist gewahrt worden: Niemand hat einen Fehler gemacht oder einen Einsatz verpatzt. Schon seltsam, dass Transzendenz nicht durch den Verzicht auf

Struktur, sondern durch genaues Festhalten daran eintritt. Thomas dreht sich zu ihr um, streicht ihr übers Haar. Im Dunkeln ist er ein Umriss, autonom. Es ist lange her, dass sie ihn so getrennt von sich wahrgenommen hat. Aber aus diesem Getrenntsein ist die Nähe, die Harmonie, erwachsen.

Mitten in der Nacht wacht sie auf, und Thomas ist immer noch da, der Umriss, in Schatten gehüllt. Er ist so schön wie ein Musikinstrument, so vollendet, so stumm und für sich, wie er dort auf seiner Bettseite im Dunkeln liegt. Das Verlangen besteht darin: ihn zu finden, sich seiner zu bedienen, auf Resonanz zu stoßen. Nur so kann sie ihn besitzen, wie ein Musiker sein Instrument besitzt, und obwohl es sich anfühlt, als wäre sie wieder jung, ist es das nicht, überhaupt nicht. In ihrer Jugend hat sie nie die Körper von Männern besessen. Immer war es umgekehrt. Damals war sie das Instrument. Und die Zeit dazwischen ist eine Lücke gewesen, eine Stille, denn nach Alexas Geburt war sie weder Instrument noch Musikerin, sondern Schöpferin, mit einem Mal allein, ihr Körper ein bloßer Aderlass des Gebens und infolgedessen unberührbar. Ihr Körper wollte nichts von der Disziplin des Musizierens wissen. Er wollte nur in Ruhe gelassen werden.

Sie streckt die Hand aus und berührt die Haut von Thomas' Nacken, seinen Rücken, seine straffe gerundete Schulter. Er wacht auf. Sie spürt es, das Vibrieren von Leben unter ihrer Hand. Er dreht sich zu ihr, mit leicht geöffnetem Mund, die Augen geschlossen. Und folgt ihr.

Die Montague Street verläuft abschüssig Richtung Stadtzentrum. Sie ist so steil, dass ihr unteres Ende von oben aus weit entfernt scheint, ein nur schemenhaft geometrisch geglieder-